

Kollektive sind intelligenter

Die Wiener Architektin Gabu Heindl über
gemeinschaftliches Planen

Gemeinschaftliches Planen ist einer der zentralen Aspekte für selbstorganisierte, gemeinschaftliche Hausprojekte. Darüber, wie sich eine solche Aufgabe für Architekt*innen darstellt, welche Schwierigkeiten und freudvollen Momente sie mit sich bringt und wie sie im Detail aussieht, gibt im folgenden Interview die Wiener Architektin und Stadtplanerin Gabu Heindl Auskunft. Sie plant seit einiger Zeit mit der Gruppe *SchloR – Schöner Leben ohne Rendite* ein selbstorganisiertes kollektives Betriebs- und Wohngemeinschaftsprojekt in Wien Simmering und hat in den Jahren 2015–2016 mit dem *Verein für die Barrierefreiheit in der Kunst, im Alltag, im Denken* das *Intersektionale Stadthaus* in Wien Ottakring umgesetzt.

Christoph Laimer: *Für selbstorganisierte und gemeinschaftliche Hausprojektgruppen ist kooperatives Planen ein elementarer Teil des gesamten Prozesses. Welches Potenzial steckt generell im kooperativen Planen im Vergleich zu einer Beauftragung, wie sie für herkömmliche Bauprojekte Usus ist?*

Gabu Heindl: Wenn ich mir erlauben darf, gleich am Anfang auf mein Buch *Stadt-konflikte* hinzuweisen, das gerade herausgekommen ist: Dort übe ich Kritik an der kooperativen Planung, die in der Stadtplanung im Moment die gängige ist: nämlich kooperativ, auf Augenhöhe mit Investoren und Investorinnen zu sitzen und Public-Private-Partnership-Projekte zu entwickeln – davon halte ich überhaupt nichts. Ich glaube, dass man bei den Begriffen eine Präzisierung braucht, weil kooperative Planung aus dem Bereich des selbstorganisierten, solidarischen, nicht-profitorientierten Wohnens und Arbeitens, den ich absolut gut und richtig finde, dorthin überschwappt, wo es problematisch ist: zwischen öffentlichen und privaten Großinvestor*innen. Ersteres ist eine wichtige Weiterführung von einer Architektur- und Planungsgeschichte der 1960er-, 70er-Jahre. Es wäre wichtig, zu differenzieren



zwischen: Wer soll mit wem und wie, oder wer kann mit wem in welcher Form am Tisch sitzen und soll in Fragen des Mitsprechens und Mitplanens auch unterstützt werden? Wo aber geht es darum, im Sinne der Öffentlichkeit, genau das vielleicht auch zu unterbinden?

Laimer: *Wenn man sagt, man plant gemeinsam, dann kann das ja unterschiedliche Bereiche betreffen oder unterschiedliche Ziele haben. Man kann sagen: Man will am Schluss ein möglichst gutes Bauwerk stehen haben. Man kann sagen: Der Prozess ist sehr wichtig, damit sich die späteren Bewohner und Bewohnerinnen oder Nutzerinnen selbst im Prozess klar machen, was sie überhaupt wollen. Man kann sagen: Es ist für dieses grundsätzliche Verständnis davon, was für architektonische Aufgaben und Problemstellungen es gibt, wichtig. Welchen Ansatz verfolgst du?*

Heindl: Ich habe es in den Projekten, in denen ich gearbeitet habe, eher pragmatisch angelegt, wenn ich sah, dass die Utopie des Projekts aus der Gruppe kommt. Diese kann man unterstützen und fördern und vielleicht noch zuspitzen. Bei der Art und Weise, wie die Gruppe sich zusammenfindet, weiß ich nicht, ob es Architekten und Architektinnen braucht. Oft organisieren sich die Gruppen sehr gut selbst. Insofern besteht die Pragmatik im Sinne einer pragmatischen Utopie darin, zu sagen: Wie kann ich als Architektin bestmöglich unterstützen? Und zwar tatsächlich *durch* Architektur, *durch* Planung. Da gilt es herauszufinden: Geht es eher um ein robustes, gut geplantes Gebäude oder um Infrastruktur? Ich finde, Architektur ist gut beschrieben mit Infrastruktur für Selbstermächtigungsprozesse und Möglichkeitsräume im Wohnen und Arbeiten. Es ist auch wichtig, dass Architektinnen ihren Spielraum nutzen, Gestaltungsfragen und Fragen der Ästhetik einzubringen. Wobei über diese in den Gruppen tatsächlich wenig gestritten wird. Es geht oft gar nicht darum, Geschmacksfragen zusammenzubringen, wobei es aber einen Riesenunterschied macht, mit welchen Gruppen man arbeitet. Ich habe gemerkt, dass Gruppen, die aus sich heraus eher prekär sind und wo wenig Geld im Spiel ist, oft konzeptueller agieren als solche, wo sich Menschen zusammenfinden, die ihr Geld anlegen und im Spiel sehen. Ich kann mir gut vorstellen, dass es dort viel mehr um Geschmacksfragen oder Selbstverwirklichung geht als in den Gruppen, die sich zusammenschließen, weil sie merken: Okay, nur gemeinsam sind wir stark, oder: Nur gemeinsam können wir das überhaupt schaffen.

Laimer: *Kannst du aus deiner architektonischen Erfahrung etwas dazu sagen, wie es ist, mit Gruppen, die als bestehende Gruppe ein Projekt umsetzen und Leuten, die sich über das Projekt erst zusammenfinden und aus ganz unterschiedlichen Ecken kommen, zu arbeiten? Es kann ja Gruppen mit sehr gleichlautenden oder divergierenden Vorstellungen geben.*

Heindl: Das habe ich auch schon erlebt. Da geht es dann darum, als Architektin sehr viel Vermittlung einzubringen. Ich habe Freude daran, Konzepte oder gewisse Ideen, die schon im Raum sind, auszumalen, wortwörtlich im Sinne von Aufzeichnen: Wie schaut das räumlich aus? Aber auch: Was bringt das für Zukunftsmöglichkeiten? Das ist eine Expertise der Architektur: Architektinnen können Leute vom Potenzial gewisser Ideen motivieren oder überzeugen. Da steckt natürlich auch viel Persönliches drin, das ist nicht neutral. Aber die Gruppe bildet umgekehrt ja auch uns, nicht nur die Architektin, sondern das ganze Team. Insofern sind alle Player im Prozess.

Laimer: *Es gibt unterschiedliche Ansätze, wie man gemeinsames Planen verstehen kann. Wir kennen das bei den Schweizer Genossenschaften, die das gesamte Projekt sehr partizipativ entwickeln, und es eher um Konzeptfragen geht: Was wollen wir? Wie wollen wir dort leben? Was haben wir für Vorstellungen für das ganze Objekt? Da spielen so Fragen wie „Wie schaut mein individueller Grundriss aus?“ gar keine Rolle bzw. stehen nicht zur Debatte. Bei den Baugruppen ist es dagegen oft so, dass einzelne Grundrisse sehr viel Zeit und Energie konsumieren. Was ist da dein Ansatz? Was findest du den wichtigeren Part? Was würdest du nicht gemeinschaftlich planen wollen?*

Heindl: Aus meiner einzigen Erfahrung für ein junges Paar eine Wohnung umzubauen – sehr früh in meiner Architekturkarriere – kann ich mich erinnern, dass ich mir damals geschworen habe: Ich möchte nie wieder mit zwei Leuten über ihren Badezimmerarmaturen-Geschmack endlos diskutieren müssen. Warum sage ich das? Ich finde, es geht um robuste Grundrisskonzeptionen, und vor allem darum, ein Gesamtkonzept mit der Gruppe zu entwickeln. Die Gruppen, mit denen ich gearbeitet habe, die haben alle den Weitblick gehabt und gemerkt, dass es nicht darum geht, ihren aktuell optimierten Wohnungszuschnitt auf Dauer ihres Lebens zu zeichnen, sondern haben sich explizit Wahl- und Wechselmöglichkeiten ins Projekt eingeschrieben. Und es ist ja interessant, dass du gar nicht antizipieren kannst: Wie werde ich in zehn oder fünfzehn Jahren wohnen wollen? Also geht es nicht um das Maßschneidern deiner momentanen Situation, sondern eher um das Maßschneidern des Kollektiven und der gemeinsamen Räume. Die Gemeinschaftsräume müssen gut konzipiert sein, was für die Gruppendynamik wichtig ist. Insofern würde ich sagen, das Schweizer Modell klingt sehr gut. In Wien gilt aber eher das Wiener Modell aus den 1980er Jahren von Ottokar Uhl als verdeckte Tradition, in dem Mitsprache recht weit ging, bis hin zum Zielmaß. Es gibt also auch hier eine Geschichte der Partizipation.

Laimer: *Man sieht heute oft, dass die Nachhaltigkeit nicht wirklich gegeben ist: Wenn der Zuschnitt auf eine bestimmte Vorstellung so eng ist, dass es für die nächsten, die dort wohnen wollen, oder für eine andere Lebensphase dann gar nicht mehr passt und spätestens nach einer Generation offensichtlich wird, dass es kein nachhaltiges Konzept ist. Was ist die Motivation oder das Bedürfnis der Leute, die zu dir kommen? Was erwarten sie sich? Was treibt sie an? Warum wollen sie gemeinsam planen?*

Heindl: Es gibt zwei Grundmotivationsstränge und viele andere kleine. Der eine ist, das Wissen und das Pochen auf ein Recht auf Wohnen, also das Recht darauf, sich seine Wohnform frei zu wählen und gestalten zu können. Dies ist verknüpft mit dem zweiten Strang: Eben das zu wollen, obwohl man eigentlich die Mittel dafür nicht hat. Ich freue mich, dass ich Gruppen architektonisch unterstützen kann, die eine Idee davon haben, wie sie solidarisch, kollektiv, gemeinschaftlich, in Zukunft zusammen wohnen wollen. Die aber – und das ist kein Zufall – genau wegen des Wissens um das allgemeine Recht darauf achten, dass dies unabhängig von den Mitteln, der Hautfarbe, dem Geschlecht, der Sexualität et cetera möglich ist. Ich finde es super, wenn Gruppen sagen: Eigentlich haben wir die Ressourcen nicht, aber wir haben ein wirkliches Bedürfnis, einen politischen Willen und Glauben. Da liegt aber auch die Krux und die Schwierigkeit an der Sache. Es gibt viele solche Gruppen, und ich kenne viele mehr, als ich architektonisch unterstützen könnte. Nicht, weil wir in meinem Büro oder dem von Kolleginnen die Kapazitäten nicht hätten, sondern weil diese Kollektive schlicht und einfach die nötigen Grundbedingungen nicht vorfinden.

Diese hängen mit den Grundstückspreisen und mit den hohen Baukosten genauso zusammen wie mit der Unmöglichkeit, an Leerstand heranzukommen, bestehenden Stadtraum günstig zu mieten oder auch zu kaufen und zugleich zu ver-kollektivieren. Es ist vorteilhaft, im Bestand zu arbeiten, weil dort, wo Prekarität oder Geldmangel besteht, ist ganz klar, dass bestehende Häuser eigentlich mehr können als Neubauten. Bestehende Häuser sind nach 30 bis 40 Jahren abbezahlt und bieten oft eine gute Grundstruktur für einen Umbau von günstigen Räumen. Also stellt sich für die einen die Frage, wie kommt man an bestehende Häuser? Gleichzeitig hört man von Leuten, die Häuser haben und für die ihr Eigentum eine Last bedeutet. Insofern wäre es wunderschön, wenn wir es schaffen, die Leute zusammenzubringen: Die Leute, die nicht wollen, dass ihr Eigentum in den Privatkapitalmarkt und damit in die Spekulationsschiene eingeschleust wird, und die, die eben genau das auch nicht wollen, dass der Ort, an dem sie wohnen, ein Spekulationsobjekt ist.

Laimer: *Ist den Menschen im Hinblick auf ihre Ressourcen klar, worauf sie sich einlassen? Oder merkst du dann, dass sie es unterschätzen? Klärst du sie darüber auf, wie aufwendig das ist?*

Heindl: Wir versuchen den Prozess möglichst wenig aufwendig zu halten – was er natürlich an sich nicht ist, aber die Ansprüche gehen ja in beide Richtungen. Sowohl für die Planung als auch für diejenigen, die sich als Gruppe zusammenfinden, versuchen wir am Anfang so ein Grundverständnis dafür zu entwickeln, dass wir möglichst achtsam miteinander umgehen, d. h. die Zeit aller wertschätzen und auch möglichst effizient arbeiten – was natürlich zum Teil dennoch nicht funktioniert. Viele Änderungswünsche, Anfragen et cetera würden die meisten Architektinnen überhaupt nicht umsetzen. Aber irgendwann gibt es immer den Punkt, dass nichts mehr geändert werden kann. Andererseits finde ich es in Ordnung, dass es die Möglichkeit gibt, dass Prozesse dauern. Übrigens kennen wir das selbst auch als Planerinnen, dass wir bis hin zur Bauphase merken, dass vielleicht noch etwas anders sein sollte. War es Adolf Loos, der gebaute Decken wieder abreißen ließ, weil der Raum zu niedrig oder zu hoch war? Es ist schon wichtig, dass man am Anfang aufklärt, was der Prozess bedeutet, vielleicht mehr, weil es sich ja nicht um Auftraggeber*innen handelt, die so einen Prozess öfter machen. Auch wenn ich einen öffentlichen Bau plane oder mit Gemeindevertreter*innen zusammenarbeite, vor allem wenn sie neu in der Politik oder in der Verwaltung sind, dann muss ich auch die Phasen und die Dauer des Prozesses erklären. Das gilt für alle, die etwas bauen möchten. Das gruppendynamische Zusammenfinden funktioniert speziell dort gut, wo die Gruppen so etwas wie eine Bau-AG haben. Eine Arbeitsgruppe, die sich zusammen mit dem Planen und Bauen auseinandersetzt und die dann in kleinerer Form Ansprechpartner*innen für uns sind. Wir arbeiten auch sehr viel mit Optionen: Wir legen Optionen vor und geben eine Empfehlung aus architektonischer Sicht. Wir versuchen, die Gruppe von Anfang an gut kennenzulernen, um einschätzen zu können, wie sie „ticken“. Insofern ist was wir machen nicht top-down, sondern einfühlender Rat. Und dann gibt es eine Entscheidung und im besten Fall hält sie.

Laimer: *Das heißt, es ist von Vorteil, wenn es innerhalb der Gruppen Ansprechpartner und -partnerinnen für dich gibt, die dann mit der Zeit eine höhere Expertise haben und Gespräche in der Gruppe vorbereiten?*

Heindl: Genau.

Laimer: *Das heißt, du sprichst mit dieser AG und triffst aber trotzdem hin und wieder die ganze Gruppe, wenn es größere Diskussionen gibt? Kannst du schildern, wie so ein Planungstreffen aussieht?*

Heindl: Am Anfang organisieren wir immer ein zwei Gesamtworkshops, damit sich alle kennenlernen und auch wir alle kennenlernen. Es ist wichtig, dass alle aus der Gruppe wissen, wer ihre Architektin ist und wer das Team ist. Diese Gesamtworkshops planen wir nicht in jeder Phase, aber es gibt doch in jeder größeren Phase einen Moment, wo wir das Gefühl haben, es braucht wieder einen Gesamtworkshop. Wir machen sie kontext- oder prozess-spezifisch. Wenn man wirklich merkt, es geht um generelle Entscheidungen oder auch darum, wieder alle ins Boot zu holen; es gibt die Finanzierungsgruppe, die Strukturgruppe, die Planungs- und Baugruppe und so weiter. An sich kann jede Person immer alles nachfragen. Bei den Workshops geht es dann darum, dass alle wieder auf demselben Stand der Dinge sind und es auch direkt gehört und mitdiskutiert haben.

Laimer: *Was brauchst du von einer Gruppe an Informationen, damit der konkrete Planungsprozess beginnen kann? Sagst du der Gruppe vorab, dass sie sich über diese fünf Punkte Gedanken machen müssen oder ergibt sich das im Dialog bei den Workshops?*

Heindl: Die Workshops sind von uns sehr gut vorbereitet. Es wäre ein Nicht-ernstnehmen der Zeit, wenn man einfach so hinget. Die Grundfragen hängen vom Kontext ab. Ein bestehendes Haus umzuplanen und umzubauen wirft ganz andere Fragen für die ersten Schritte auf, als ein neues zu planen. Oft entstehen in einer kleinen Gruppe die ersten Ideen. Und aus diesen Ideen, der Ortsbesichtigung oder dem Wissen um den Kontext entwickeln wir für den ersten Workshop schon Fragestellungen. Bei den Materialien geht es nicht darum, dass es schon fertig gezeichnete Pläne sind, aber wir skizzieren und zeichnen sofort mit. Für die Gruppe ist es wichtig zu wissen: Wenn ich etwas schwarz auf weiß aufzeichne, dann muss noch niemand Sorge haben, dass damit schon etwas abgeschlossen ist. Die größte Sorge besteht darin, dass ein Prozess zu schnell eine gewisse Richtung bekommt. Das Wichtigste für die Vertrauensbildung ist, zu sagen: Wir fürchten uns nicht davor, jede erste Idee auch zu skizzieren und aufzuschreiben. Wir wissen aber auch, sie kann komplett verworfen werden. Das macht es möglich, dass diejenigen, die lauter oder schneller sind, etwas einbringen, dass man aber auch den Raum offen hält für andere: zum Beispiel für Gruppenteilnehmer*innen, die besser darin sind, etwas zu kritisieren, was schon da ist, die können so ihren Beitrag liefern; oder damit jemand, der oder die langsamer ist, mehr Zeit hat, sich einzubringen. Das ist die eigentliche Kunst, in solchen Workshops oder generell in der Frage des Zusammenarbeitens. Wie schafft man den Raum für alle in ihren unterschiedlichen Denk-, Arbeits- und Sprechweisen?

Laimer: *Ist es vertraglich vereinbart, wie viele Workshops du mit den Gruppen machst? Steckst du den Rahmen ab, um festzulegen, was möglich ist und was nicht mehr möglich ist?*



Abb.1 und 2: Baustelle *habiTAT*-Hausprojekt *SchloR*, Wien-Simmering.
Foto: Gabu Heindl Architektur, CC BY-SA.



Abb. 3: Planungsworkshop im *Intersektionalen Stadthaus* mit Gabu Heindl, Wien.
Foto: Alejandra Loreto, CC BY-SA.

Heindl: Ich gehe hier sehr ähnlich vor wie beispielsweise bei Ausstellungsarchitektur. Da veranstalten wir auch intensive Workshops, bei denen niemand mehr explizit in der Rolle der Planer*in, Gestalter*in, Kurator*in oder Auftraggeber*in ist, sondern alle alles denken. Bei Planungsworkshops mit Hausprojektgruppen weiß ich zwar nicht genau, wie ich das finanziert bekomme, weil wir da eigentlich mehr Arbeit leisten als üblich. Ich warte aber nicht darauf, dass die Gruppe ihr Raumprogramm fertig macht und dann übernimmt die Architektin und sagt: Das lässt sich jetzt am schönsten in so einer Form zeichnen. Es ist das gemeinsame Entwickeln des Gesamtkonzepts, das ja auch am meisten Spaß macht. In den Baugruppen oder Gruppenprozessen verrechne ich die Workshops nicht gesondert. Wenn ich an einem Wettbewerb teilnehme, wo ich niemanden als Ansprechpartner habe, verwerfe ich oft viel mehr Gedanken und Ideen. Selbst eine sich sehr widersprechende Gruppe vor sich zu haben, ist produktiver als niemanden zu haben. Man braucht in jedem Prozess Planungsgespräche. Grundsätzlich sind Planungstermine also Teil der Architekturleistung und nicht gesondert abzurechnen. Es ist aber auch wichtig, dass sie einen begrenzten Zeitrahmen haben.

Laimer: *Das heißt, die Nähe zu den Auftraggebern und -geberinnen ist in dem Fall von Vorteil, weil du dadurch gutes Feedback und ein gutes Gefühl für die Aufgabe bekommst? Kann diese Nähe auch ein Problem sein, wenn man einen Schlusstrich ziehen will? Tut man sich dann schwerer als bei einem Auftraggeber, der einem nicht so nahesteht oder mit dem man nicht so viel zu tun hat?*

Heindl: Ich muss dazu sagen, mit Auftraggeberinnen gibt es immer, egal wie nahe oder wie fern, diese Dynamik, dieses Zwischenmenschliche. Es ist immer eine „Herausforderung“ – neoliberales Wort. Trotzdem halte ich während einer Planungsphase grundsätzlich eine gewisse Distanz für richtig – professionelle Distanz ist aber der falsche Begriff. Es geht jedenfalls darum, dass man sich gut versteht. Noch viel wichtiger ist es, zu wissen, dass man politisch und inhaltlich im Sinne der Utopie, die man baut, in die gleiche Richtung denkt. Gemeinsam ein Bier trinken gehen etc., das mache ich dann eher am Ende – das mache ich übrigens mit allen auf der Baustelle so. Wir haben jetzt gerade die erste Baubesprechung für *SchloR* (siehe Abb. 1 und 2) gehabt, und einer der Bauarbeiter hat aufgrund der legeren Stimmung gleich vorgeschlagen: Wir sind jetzt alle per Du. Und ich habe es verneint. Es ist mir wichtig, dass es auch für die Zeit des Bauprozesses noch eine gewisse Form gibt. Aber mit den Leuten von *SchloR* bin ich schon per Du.

Laimer: *Bei Hausprojekten wohnen Architekten und Architektinnen später oft selbst dort. Würdest du so was machen?*

Heindl: Nein. Aber auch weil die Gruppen, mit denen ich arbeite, eben genau nicht die Gruppen sind, die du hier ansprichst. Die Projekte sind nicht vom Architekturbüro initiiert. Es ist also eher strukturell bedingt, dass das bis jetzt keine Option war. Weil das auch Projekte von ganz speziellen Initiativen sind: etwa im Fall von *SchloR* oder vom *Intersektionalen Stadthaus* – da ist strukturell die Architekturkollegin gar nicht so schnell Teil der Gruppe.

Ich würde sagen, damit eine Gruppe etwas gemeinsam auf die Reihe bringt, muss in irgendeiner Form jede einzelne Person eine gewisse Fähigkeit haben, sich selbst zu distanzieren, von den ureigensten Interessen. Sonst kannst du wiederum nicht das Gemeinsame formulieren oder zeichnen.

Laimer: *Hast du die Erfahrung gemacht, dass du mit Ideen in einen Workshop kommst und am Ende das Gefühl hast, das Ergebnis ist schlechter als die ursprüngliche Idee oder sind Prozesse immer positiv?*

Heindl: Ich bin da ziemlich gelassen. Grundsätzlich mag ich kollektive Intelligenz. Damit kollektiv gut gedacht werden kann, sind aber gewisse Bedingungen wichtig: Wie richtet man diesen Raum ein? Sind alle angekommen? Ist niemand gestresst? Weiß man, worum es geht? Trotzdem kann es sehr gut sein, dass gewisse Vorschläge in eine ganz andere Richtung gehen und manchmal weiß ich ganz genau, dass sie in zwei Wochen zurückkommen und verstehen werden, dass eigentlich das andere besser war. Aber das ist auch okay. Ein Vorschlag ist gezeichnet, damit man ihn sich anschauen kann, darüber schlafen kann, und wenn es ein Darüberschlafen braucht, wunderbar, und wenn es ein Darüberschlafen bei uns Architekt*innen braucht, auch meinerseits, ist es auch kein Problem. Wichtig ist, das Gesamtbild zusammenzuhalten. Das ist das Tolle an der Architektur, trotz allem die Einzelinteressen oder die Interessen der Gruppe immer wieder zu kalibrieren auf das, was vielleicht auch die Zukunft bringen kann oder was in dem Moment noch nicht gedacht werden kann; und dann auch ganz trivial, was die Synergie der Statik, Bauphysik etc. anbelangt. Mancher Wunsch in der Halle von *SchloR* hat sich gespießt, weil sich die Bauphysik mit der Statik spießt, mit dem Schallschutz und so weiter. Das sind dann spannende Momente, wenn ich sage: Hallo, hier, unsere Expertise! Das ist ein Super-Lernprozess für alle.

Laimer: *Ein ganz anderes Thema ist Selbstbau. In den letzten Jahren ist es wieder verstärkt der Wunsch von Leuten, selbst Hand anzulegen, Stichwort: Lehmbau, Strohbau. Was hast du für Erfahrungen gemacht? In welchen Bereichen findest du Selbstbau sinnvoll? Wo sollte man ihn nicht einsetzen? Was für Schwierigkeiten treten da auf?*

Heindl: Ich finde es lustig, dass eines meiner ersten Studienprojekte ein Stroh-Lehm-Bau war, ähnlich wie wir ihn jetzt bei *SchloR* planen. Damals habe ich einen Preis bei einem Wettbewerb gewonnen, aber nicht den ersten, weil die Jury sagte, das Ganze wäre so undenkbar in Europa. Fünfundzwanzig Jahre später ist es fast schon ein Trend. Selbstbau ist auch wieder vollkommen pragmatisch das, was es auch schon in der Siedler*innenbewegung war, also damit auch im Roten Wien. Es geht schlicht um die Rechnung: Was kann ich übernehmen, weil es mich weniger kostet? Ich glaube nicht zu sehr an die Romantik, dass jemand selbst Hand anlegt, weil er so gern baut, oder weil so gern jemand Lehm an den Händen hat und sich dadurch meditativ beruhigt. Es ist vor allem eine ökonomische Frage. Aber es ist vielleicht schon auch eine Spur von: Ich schaffe mir den Ausbau selbst, weil auch dieses Selbstschaffen eine schöne Sache ist. Im *Intersektionalen Stadthaus* in der Grundsteingasse haben wir das radikal durchgezogen: Wir haben im Umbau die Grenze genau dort gezogen, wo es haftungs- und sicherheitstechnisch notwendig war (siehe Abb. 3). Das ganze Haus wurde barrierefrei umgebaut. Es war klar, dass niemand selbstständig einen Lift über vier Geschoße und die HKLS-Installation einbaut. Bei Elektroinstallation ist es schon eine Frage, wie weit sie im Selbstbau machbar ist. Ansonsten haben sie in der Grundsteingasse alles, was nicht Tragwerk ist und keinen Statiker gebraucht hat, selbst gemacht.

Laimer: *Also alles, das keine Gewährleistungsprobleme schafft.*

Heindl: Eigentlich genau das. Das geht aber nur deswegen, weil wir viel darüber gesprochen haben. Nicht allen war klar, dass wenn du eine Rigips-Wand auf einen fertigen Parkettboden stellst, und dir die Arbeit nicht antust, den zu schlitzen, du am Ende das Problem hast, dass du von einem Zimmer zum anderen durch die Wand miteinander plaudern kannst. Es ist gut, das entweder mit der ersten Wand selbst zu erfahren und dann zu wissen, wie man es bei der nächsten selbst machen möchte. Oder man hat es vorher durchdacht, oder man macht es gleich mit einer Firma, weil es professioneller ist und damit gewisse Dinge auch gewährleistet sind. Durch das unprofessionelle Nicht-Schlitzen hat die Gruppe dafür aber wiederum die volle Flexibilität und sie verstellen die Wand im Zweifelsfall. Das haben sie schon einige Male gemacht. Es ist wirklich toll, dieses Haus ändert sich ständig. Sie unterstützen so viele Leute, die dringend günstigen Wohnraum suchen, oder Leute ohne Papiere. Auch in ihrer Zusammenarbeit mit der *Queerbase* (Anm. Organisation zur Unterstützung von LGBTIQ-Geflüchteten) sind sie ein echt solidarisches Haus. Das ist toll. Das Selbstbauen hört da auch nicht auf, sondern es geht weiter.

Laimer: *In welchen Bereichen siehst du die Möglichkeit, Kosten zu sparen? Baufirmen können ja beispielsweise Material viel günstiger beziehen als man das selbst könnte?*

Heindl: Die Leute der Grundsteingasse haben zum Beispiel alle Fliesen über *willhaben.at* (Anm. Verkaufsplattform für Second-Hand-Waren) als Schenkungen bekommen. Sie haben dann sehr konsequent ein großes barrierefreies Bad mit allen bunten Fliesen ausgefließt und das andere dafür mit allen grauen, blauen und sonstigen. Das hat seinen Charme. Es ist immer wieder so, dass wir Allianzen mit Gruppierungen bilden, die schauen, dass von den Baustellen Recycling-Materialien gesichert werden. Für *SchloR* haben wir, wo es möglich war, also von Abbrüchen, Materialien und aus einer Baustelle im ersten Bezirk Türen recyclet. *SchloR* hat sich diese Türen geholt und damit ein Lager umgebaut. Auch mit einem schönen Parkettboden, der, bevor er weggeschmissen wird, Fläche bietet für ein, zwei Zimmer. Natürlich braucht man die Energie und muss einen Kleinbus zur Verfügung haben, mit dem man die Sachen transportieren kann, und es muss auch jemand die Zeit haben, sie abzuholen.

Im Moment machen wir einen großen Bauträgerwettbewerb für 100 Prozent geförderten Wohnbau, in dem es zentral um die Kostenfrage geht. Basis ist dabei eine Studie, die ich über die Prekarität des Wohnens von Frauen geschrieben habe. Da stellen sich all die oben genannten Fragen nochmal ganz anders. Da ist ganz klar, in der großen Masse ist es überhaupt keine Einsparung, den Boden wegzulassen. Das wäre ein Mehraufwand für alle, die da einziehen, zu sagen: Jetzt muss jede einzelne viel mehr zahlen und viel mehr leisten, um dann Parkett oder Fliesenboden zu haben. Im geförderten Wohnbau geht es vielmehr um den guten Grundriss: wo sind die Kerne und die Nasszellen. Am meisten Geld kosten die Badezimmer, WCs, Küchen – dort wo viele Installationen sind. Bei dem Einküchenhaus in der Grundsteingasse ist das genau eines der Konzepte. Es gibt nicht in jeder Kleinwohngruppe eine Küche. Allerdings ist zugleich sehr viel Wert auf große barrierefreie Badezimmer und WCs gelegt worden, weil das ganze Haus eben durchgängig und in jeder Ecke barrierefrei ist. Im Sozialen Wohnbau liegen die Kosten aber nochmal ganz woanders als beim Ausbau, die Kosten liegen im Grundstück, in der Finanzierung.

Vielleicht ist das genau das, was wir Selbstbau nennen müssten. Bauen wird immer missverstanden, dass Selbstbau heißt, Ziegel auf Ziegel zu legen. Bauen ist aber alles, ist auch die Finanzierungsstruktur, ist auch das Konzepte-Schmieden.

Letztlich ist Bauen mit anderen Finanzierungsstrukturen genau das: Selbstbauen. Und das kannst du leichter als Teil einer Gruppe, die das kollektive Potenzial hat, die Leute zu bewegen und zu motivieren, dass sie Kredite geben et cetera.

Laimer: *In Zuge der Recherche für das Forschungsprojekt, das diesem Buch zugrunde liegt, haben wir festgestellt, dass, unabhängig von der Frage der Kostenersparnis durch Selbstbau, dieser für viele Leute ein wichtiges Thema war. Dabei ging es um Selbstermächtigung, die Lust selber Hand anzulegen, sich Räume selbst zu gestalten und anzueignen sowie keine vorgefertigten Konzepte übernehmen zu müssen.*

Heindl: Genau, aber da ist wieder der Unterschied: Da geht jemand rein, für den sind die Kosten kein Thema. Da ist es wirklich Lifestyle. Eine andere Form von Lifestyle. Oder auch der ganze Baumärkte-Hype. Also natürlich gibt es den auch. Den gibt es allerdings weniger in den Gruppen, mit denen ich arbeite, weil da die Leute gar nicht so viel Zeit haben. Das ist ein Konzept, wie es vor kurzem ein Fabrik-Umbau war. Jeder baut sich sein Loft irgendwie unterschiedlich aus. Es ist ein Loftwohnen-Lifestyle. Das ist nicht böse gemeint, aber es ist eine andere Form von Fragestellung. Und da ist klar, dass Geld nicht die vordergründige Rolle spielt.

Das von dir Angesprochene fällt für mich eher mit dem Problem zusammen, dass vieles am Massenwohnbau oder im geförderten Top-down-Wohnbau schlicht überdesigned und zu fertig ist. Bei guten Bauträgern kann man manchmal, wenn man früh genug dabei ist, sogar Materialien auswählen, also beispielsweise entweder einen Estrich mit Beschichtung oder ein Parkett als Bodenbelag. Oder die Frage nach der gemeinsamen Gestaltung der Außenräume: Kann ich mir nicht gewisse Räume aneignen, im Außenraum, im Gang, in meiner Wohnung selbst? Das beim Malen der Wände oder beim Einbau eines Hochbetts aufhört. Das hat ja jeder von uns in der Substandard-Altbauwohnung gerne gemacht. Oder du hast dir ein eigenes Bad und ein eigenes WC eingebaut. Damit konntest du dir etwas schaffen und zugleich einiges an Geld sparen, weil es dir nicht als zusätzlicher Komfort bei der Miete draufgeschlagen wurde.

Laimer: *Zum Abschluss noch eine Frage über das Projekt hinaus: Wenn es um Ko-Produktion oder kooperative Planung geht, geht es ja nicht unbedingt nur um das einzelne Hausprojekt oder Kulturprojekt, sondern um die Stadtteilebene, das Quartier. In Wien scheitern wir oft daran. Wo siehst du da die Möglichkeiten oder wo müssen wir ansetzen, um hier einen Schritt weiter zu kommen?*

Heindl: Voraussetzung sind bauplatzübergreifende und vor allem echte, ernst gemeinte Prozesse. Ich sehe jetzt kurz vor der Wien-Wahl (Anm.: vom 11. Oktober 2020), was da plötzlich an vermeintlicher Bürgerbeteiligung im Raum steht. Als Architektin weiß ich zugleich, wer da schon längst daran plant und bereits ein fixes Budget hat. Das sind total widersprüchliche Prozesse, an die eigentlich niemand mehr glaubt. Ich finde Konzepte wie partizipative Budgets, Bürgerinnen-Budgets gute Modelle oder Formen des Öffnens von Freiräumen mit bestimmten Spielregeln. Bei der Überlegung, wie sich dauerhaft oder langfristiger gemeinsam planen lässt, stellt sich die Frage: Wer plant mit? Das ist das Grunddilemma der Partizipation: Wie können diejenigen, die in Zukunft hier leben werden, auch Teil der Planung werden? Das ist das, was letztlich gute politisch engagierte oder mit einem reflexiven Wissen ausgestattete Architekt*innen hoffentlich machen, nämlich: Jemand muss auch das

Mandat dieser Menschen übernehmen. Das gilt auch für ein Mandat der Zukunft, auch im Sinne von Ökologie. Ich finde es nicht richtig, wenn gewisse Parteien sagen: Wir wissen das schon seit hundert Jahren besser. Trotzdem ist es eine Herausforderung, wie die Vermittlung zu bewerkstelligen ist. Einer der wichtigen Aspekte ist, darauf zu achten, dass Gegenden nicht zu homogen werden, ohne zu verpflichten, dass alles immer durchmischt sein muss; des Weiteren, dass man Bürgerinnen, die Initiativen ergreifen, unterstützt. Wenn Leute wirklich anfangen, über ihre Stadt zu diskutieren, dann würde schon einiges an Hässlichkeit, Asphaltstadt und Problempunkten in der Stadt genannt werden. Ich finde, das sollten wir machen. Die Städte müssen umgebaut und rückgebaut werden, die Versiegelung muss umgekehrt werden, vielen Grätzln täte das sehr gut. Jede kleinste Idee ist grundsätzlich wichtig und gleichzeitig muss jeder im selben Moment fähig sein, sie auch zu verwerfen. Das ist das Komplexe an kollektiver Gestaltung.

Wien hat sich aus dem Wohnbau heraus entwickelt, nicht aus dem Städtebau. Da eine gute Städtebaukultur im Sinne von bauplatzübergreifendem gemeinsamem Planen zu entfalten, das wird noch ein wenig dauern, ist aber umso wichtiger.

Laimer: *Vielen Dank für das Gespräch.*

GABU HEINDL

Gabu Heindl, Architektin, Stadtplanerin, Aktivistin in Wien. Seit 2018 Visiting Professor, Sheffield University, seit 2019 Unit Master an der AA | Architectural Association in London. Studium der Architektur in Wien, Tokio und Princeton. 2007 Gründung von *GABU Heindl Architektur*. Internationale Ausstellungs-, Vortrags- und Publikationstätigkeit, Hg. von „Building Critique, Architecture and its Discontents“ (Leipzig, 2019), Autorin von „Stadtkonflikte. Radikale Demokratie in Architektur und Stadtplanung“ (Wien, 2020).